



# Die Anfänge des Meißner Domes aus archäologischer Sicht

Knut Hauswald

Nachdem man 1910 unter dem Hohen Chor des Meißner Domes bei einer nur ungenügend dokumentierten Ausgrabung, die schon damals keinerlei wissenschaftlichen Standards genügen konnte, auf wichtige Funde und Befunde stieß, sei hier der Versuch der Interpretation und Auswertung der überkommenen Zeichnungen, Grabungsberichte und Altsachen aus archäologischer Sicht gestattet<sup>1</sup>, zumal diese noch nie ausführlicher vorgelegt worden sind. Dabei sollen zunächst die Fragen formuliert werden, die an das Material zu stellen sind:

1. Wie alt sind die „vorromanischen“, vielleicht spätottonischen Mauern der untersten Steinbausubstanz? Gab es zur Zeit des Bistumsgründers Kaiser Ottos I. schon eine steinerne Kirche?
2. Kann die Existenz einer später abgebrochenen und verschütteten Krypta unter dem Hohen Chor ausgeschlossen werden?
3. Wie lang war die erste Steinkirche? Endete sie unter dem Bereich des späteren Lettners, oder

ragte sie noch in die heutige Vierung? Wie liegt der älteste Steinbau in Bezug zum Steilabfall des Burgberges zur Elbe?

Die geborgenen Funde stammen laut Fundbericht des am 6. Juli 1910 aus Dresden hinzugezogenen Leiters des Königlichen Archivs urgeschichtlicher Funde in Sachsen, Hofrat Prof. Dr. Johannes Deichmüller, von zwei Stellen: Zum einen wurde teilweise eine „Herdgrube an der Südwand“ des Hohen Chores untersucht und vermessen, zum anderen eine „Schuttschicht vor der Ostseite des Ottonischen Baues“. Deichmüller hinterließ in der Ortsakte des heutigen Landesamtes für Archäologie Sachsen einen handschriftlichen Fundbericht, dessen Text ohne seine Abbildungen später auch gedruckt wurde.<sup>2</sup> Im handschriftlichen Text erhielt sich eine skizzenhafte West-Ost-Schnittdarstellung des erfahrenen Prähistorikers durch die Abfallgrube: 1,40 Meter unter dem Chorfußboden von 1910<sup>3</sup> stieß man auf einen 20 cm starken

Ausgrabungen im Hohen Chor des Meißner Doms 1910, Blick auf die Südwand, unten die ergrabenen Mauerzüge der romanischen und vorromanischen Bauten

Überarbeitete und gekürzte Fassung des Aufsatzes: Knut Hauswald: Die Anfänge des Meißner Doms aus archäologischer Sicht. In: Monumenta Misnensia. Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen 13 (2017/18), S. 18-31, dort auch Zeichnungen der ergrabenen Keramikfragmente

<sup>1</sup> Matthias Donath hat seine Sicht auf die ältesten Hinterlassenschaften unter dem heutigen Fußboden bereits 2000 aus kunsthistorischer Sicht erläutert. Die archäologischen Funde und Befunde bestätigen seine Annahmen. Vgl. Matthias Donath: Der Meißner Dom im 11. und 12. Jahrhundert. In: Ecclesia Misnensis 2000, S. 101-115.

- 2 Johannes Deichmüller: Vorge-schichtliche Funde im Meißner Dom. In: Bericht des Vorstandes über die Tätigkeit des Meißner Dombauvereins in den Jahren 1908-1912. In: Letzter Bericht über die Tätigkeit des Meißner Dombauvereins. Meissen 1913, S. 11-13.
- 3 Es ist undenkbar, dass der Archäologe Prof. Dr. Johannes Deichmüller in seinem gezeichneten Schnitt nicht die damalige Oberfläche des vorhandenen Chorfußbodens als Bezugshöhe wählte! Der Bericht von Dombaumeister Hugo Hartung, der die Baubefunde beschrieb, ist an dieser Stelle leider uneindeutig und hat schon bei Cornelius Gurlitt zu Missverständnissen geführt. Vgl. Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler in Sachsen. Bd. 40. Meissen (Burgberg). Dresden 1919, S. 2.

Grundriss des Meißner Doms mit Eintragung der Grabungsbefunde  
© Dr. Knut Hauswald

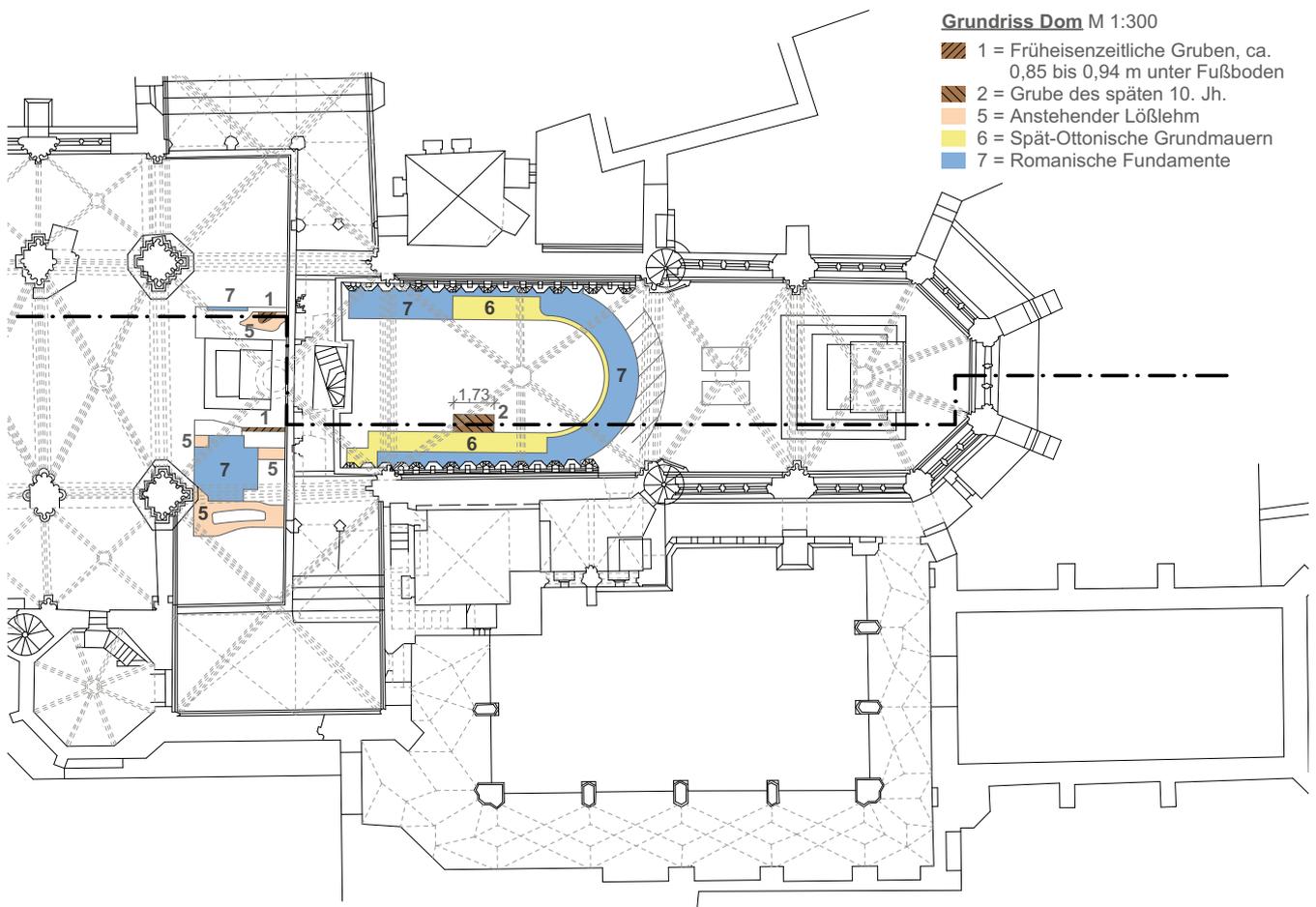
„Kalkestrich“, unter dem sich eine beim Bau gekappte Grube mit einer Tiefe von 0,9 bis 1 Meter, einer oberen Breite von 1,73 Meter und einer Sohlbreite von 1,13 Meter im gelben Löß dunkler abzeichnete. Eine von Hugo Hartung beschriebene zweite, darüber liegende Fußbodenschicht mit aufliegenden „Tonfliesenresten“<sup>4</sup> dürfte demnach unmittelbar unter dem heutigen Chorniveau gelegen haben.

Die aus der beschriebenen Grube geborgenen 24 erhaltenen Bruchstücke hochmittelalterlicher Keramikgefäße im Eigentum des Hochstiftes Meissen<sup>5</sup>, die ein Produkt einheimischer slawischer Töpfer sind, gehören vom Duktus am ehesten in den nordwestböhmisches Formenkreis des Typs Litoměřice A, den Arne Schmidt-Hecklau<sup>6</sup> in den Siedlungshorizont 2 zwischen die Jahre 970 und 994 (mittelburgwallzeitlich) einordnet.

Die Planierung der Baufläche mit Verfüllung der beschriebenen Grube in Vorbereitung der Fundamentierung des ersten Steinbaues kann also erst im ausgehenden 10. Jahrhundert erfolgt sein. Die datierenden Scherben sind dazu der Terminus post quem. Damit ist auszuschließen, dass es zur Zeit der Bistumsgründung unter Kaiser Otto I. bereits eine aus Stein errichtete Kirche oder Kapelle gegeben hat.

Das abgesägte Ende eines Rindermetapodiums mit abgebrochenem Gelenkkopf (?) mit 8 angesetzten

Kreisaugenbohrungen und einer Durchbohrung gibt zunächst Rätsel auf. Es lag bei den Funden aus der rückverfüllten Grube, in der laut Johannes Deichmüller auch „mehrere gespaltene Knochenstückchen“ beobachtet worden sind. Es handelt sich wahrscheinlich um ein Bruchstück eines verzierten beinernen Gegenstandes aus der Produktion eines slawischen Knochenschnitzers. Prachtvoll verzierte Messergriffschalen und ein ebenso aufwendig gestalteter beinerner Schreibgriffel, die bei den Ausgrabungen der Holzbauten westlich des Domes gefunden wurden, zeigen sehr eindrucksvoll, in welcher Blüte dieses Handwerk im 10. Jahrhundert auf dem Meißner Burgberg stand. 13 Scherben, die aus der mittelalterlichen Grube geborgen wurden, sind urgeschichtlich und offenbar bei der Planierung der ältesten Kulturschichten und der Verfüllung des Geländes vor der Fundamentierung des ersten Steinbaues zusammen mit Keramik des ausgehenden 10. Jahrhunderts in den Grubeninhalt gelangt<sup>7</sup>. Einige dieser Funde wurden bereits von Karin Peschel 1990 veröffentlicht<sup>8</sup>. Der älteste keramische Rest eines Doppelkegelgefäßes mit getupftem Umbruch weist noch in die jüngstbronzezeitliche Lausitzer Kultur um 900 v. Chr., ein Bruchstück eines schwach gebauchten, wohl geschweiften Topfes mit Tupfenrand und Tupfenreihe am Oberteil scheint das „vorläufige Ende der Besiedlung“<sup>9</sup> anzudeuten, das wohl in der



Periode Hallstatt D/Latené A um 450 v. Chr. zu suchen ist. Der überwiegende Teil der Scherben ist entweder recht langlebige grobe Siedlungskeramik (Rautöpfe mit plastischen Tupfenleisten) oder von ältereisenzeitlichen Terrinen und Tassen der Billendorfer Kultur.

Bei der Kartierung der Reste ungestörter, „gewachsener“ Lößlehmoberflächen, in welche vor dem Lettner in der Frühen Eisenzeit, im Hohen Chor nach 929 Gruben eingetieft worden sind, fällt deren fast gleiche Höhenlage auf. Eine ungestörte Kulturschicht des 10. bis 13. Jahrhunderts fehlt darüber fast völlig. Lediglich wenige Spuren eines romanischen „Trampelhorizontes“<sup>10</sup>, welcher unmittelbar über dem Gewachsenen liegt, wurde bei der Grabung des Landesdenkmalamtes 1992 westlich des Lettners und südlich des Kreuzaltars 0,60 bis 0,85 Meter unter der dortigen Fußbodenoberfläche festgestellt. Die romanischen Fundamente reichen darunter noch 1,12 Meter in den Boden und sind auf dem verwitterten Felschizont gegründet. Beim schrittweisen Abbruch des romanischen Domes wurde die Baufläche offenbar sehr gleichmäßig und gründlich planiert. Durch bauliche Veränderungen am Lettner und im Chorbereich, vor allem aber durch zahlreiche Bestattungen in der Vierung und in den Schiffen wurden die Auffüllschichten mehrmals umgelagert. Sie enthalten westlich des Lettners vorwiegend Keramikreste des 14. Jahrhunderts. Die 1910 im Hohen Chor erfasste untere, 20 cm starke Kalkestrichoberfläche liegt nur unwesentlich unter dem in der Vierung beobachteten Trampelhorizont auf gewachsener Lößlehmfläche. Obwohl eine genaue Höheneinordnung der Fundamentreste 1910 leider nicht stattfand, ist es äußerst unwahrscheinlich, dass der Fußboden unter dem Chor gegenüber der westlich angrenzenden Fläche deutlich eingetieft war, was entschieden gegen eine Unterkirche spricht. Eine vormalige Existenz einer ebenerdigen Hochkrypta, wie sie sich zum Beispiel in St. Michael in Hildesheim erhalten hat, kann natürlich nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Jedoch erfordert eine solche Bauform einen ausge-

prägten Hochchor, den man sich so weit im östlichen Kolonisationsland des 12. Jahrhunderts nicht vorzustellen vermag. So schließe ich mich der Meinung Helmuth Grögers an, der 1929 schrieb: „Aber die noch lockeren, rohen Kulturzustände machen eine Krypta kaum wahrscheinlich; vielmehr dürften die Mauern als der Umriß einer kleinen Andachtsstätte selbst zu gelten haben.“<sup>11</sup>

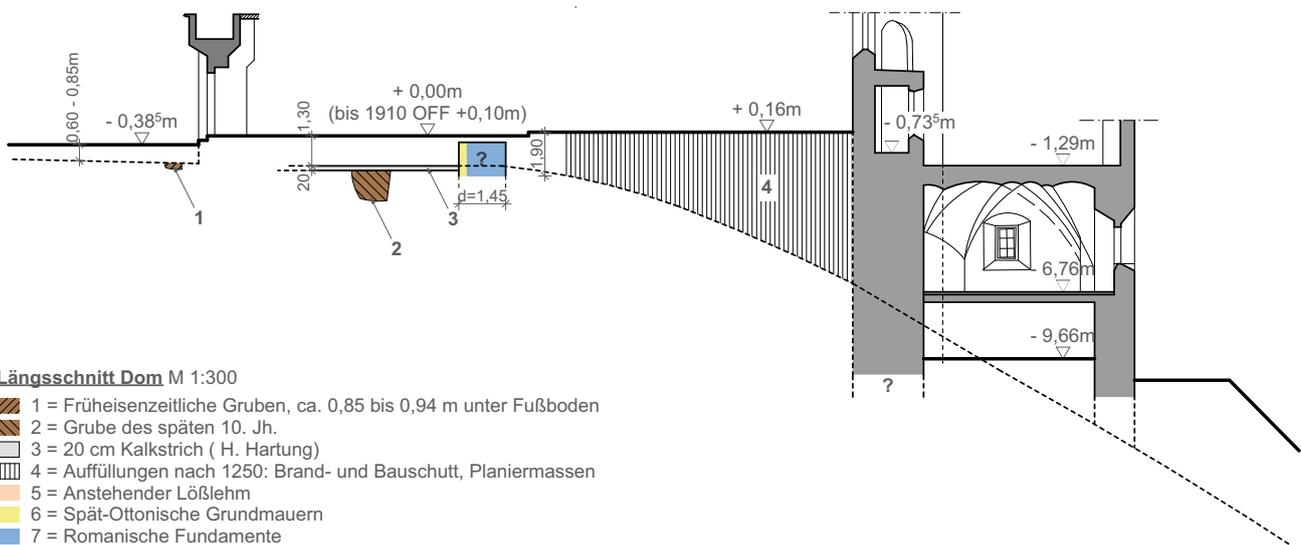
Die sehr einfache Grundrissform mit einer halbrunden Apsis, die nicht eingezogen ist, weist auf noch ältere sächsische Beispiele wie den Dom zu Hildesheim oder die Wipertikirche in Quedlinburg. Matthias Donath verwies auf die in unmittelbarer Nähe befindliche frühe Steinbausubstanz der Burgwardkirche von Briesnitz, die von der Ausgräberin auf 990 datiert worden ist<sup>12</sup>. Deutlich kleiner als die Bischofskirche, besitzt sie wie Meißen eine konkave Apsis.

Das östliche Ende der halbrunden Apsis schob sich offenbar bis unmittelbar an die damalige Hangkante. Da davon auszugehen ist, dass die früheste Steinkirche innerhalb des Befestigungsringes lag, der als Holz-Erde-Mauer zu denken ist, muss dieser zur Elbe zu bereits im oberen Hangbereich gelegen haben. Dafür spricht auch die weit nach Nordosten herausgeschobene Lage der ältesten Steinbausubstanz der markgräflichen Kurie im Keller der heutigen Albrechtsburg, der so genannten „hinteren Kemenate“<sup>13</sup>. Die überbaute Abfallgrube im Hohen Chor zeigt, dass eine Vorgängerkirche vor den 970er Jahren eher etwas westlich gelegen hat. Es ist unzweifelhaft, dass es bereits seit 929 einen Gottesdienstraum für die „Militärseelsorge“ gegeben haben muss. Der Sakralbau war sicherlich eine der Holzkirchentypen, die unter Dorfkirchen in Sachsen schon mehrfach nachgewiesen wurden<sup>14</sup>, also eine Stabkirche mit Schwellenkranz oder eine Pfostenkonstruktion. Derartige Bauten müssen keineswegs schlicht, sondern können durchaus zimmermannsmäßig anspruchsvolle und würdige Gebäude gewesen sein.

Die wenigen ungestörten Lößlehmflecken unter dem Querschiff westlich des Lettners deuten darauf

- 4 Hugo Hartung: II. Bericht der Bauleitung über die Wiederherstellung an der Domkirche seit 1908 bis zu ihrer Beendigung. 1. Ergebnisse der Grabungen im Chore. In: Letzter Bericht über die Tätigkeit des Meißner Dombauvereins. Meißen 1913, S. 21-22.
- 5 Die Scherben waren bis in die 1990er Jahre in der Allerheiligenkapelle in einer Vitrine ausgestellt unter einem beschrifteten Papp-Täfelchen: „Funde der Siedlungsschicht aus der Gründungszeit der Burg (929) und dem Mittelalter. Die ältere Ware ist von slawischen Ansiedlern des Gaus Daleminzien hergestellt, die jüngere etwa vom 12. Jh. an von neusiedelnden Deutschen.“
- 6 Arne Schmid-Hecklau: Die archäologischen Ausgrabungen auf dem Burgberg in Meißen (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Band 43). Dresden 2004.
- 7 Bereits Werner Coblenz stellte bei den Grabungen auf dem Domplatz viele bronze- und früheisenzeitliche Scherben „in Gruben und Schichten des 10. bis 12. Jahrhunderts“ fest. Vgl. Werner Coblenz: Meißner Burggrabung 1961. In: Ausgrabungen und Funde 7 (1962), Heft 2, S. 89-95, hier S. 92.

Längsschnitt durch die Ostteile des Meißner Doms mit Eintragung des früheren Geländeneives © Dr. Knut Hauswald



Links: Dom zu Meißen, Rekonstruktion der Fundamente des ältesten Steinbaus

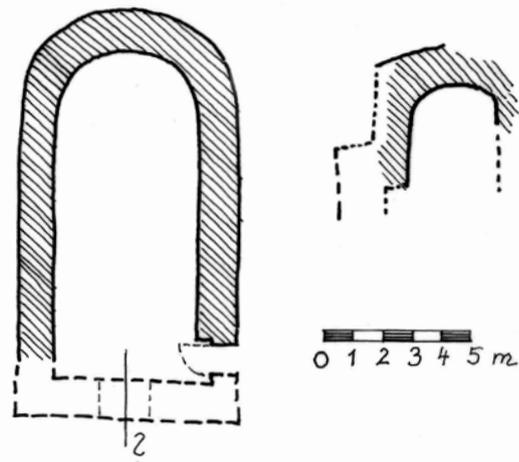
Rechts: Burgwardkirche zu Briesnitz, ergrabene Fundamente, um 990  
© Dr. Knut Hauswald

- 8 Karin Peschel: Die Billendorfer Kultur westlich der Elbe. Berlin 1990 (folgend Peschel 1990), Katalog S. 77 und Tafel 11,1-13, davon Nr. 13 (S.: 1503/58), Nr. 11 (S.: 1504/58), Nr. 6 (S.: 1519/58), Nr. 5 (S.: 1538/58) noch identifizierbar. Sieben dargestellte Scherben fehlen im Hochstift, neun Keramikreste hat Karin Peschel offenbar nicht gesehen.
- 9 Peschel 1990 (wie Anm. 8), S. 20, dort auch Verweis auf Klaus Simon: Eine Kalenderberscherbe von der Heidenschanze bei Dresden-Coschütz. In: Ausgrabungen und Funde 25 (1980), Heft 1, S. 17-27, Abb.4/11.
- 10 Heinrich Magirius: Beobachtungen und Untersuchungen an der Bausubstanz des Lettners. In: Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Domes. Bd. 2. Architektur und Skulptur des Meißner Domes im 13. und 14. Jahrhundert. Weimar 2001, S. 37.
- 11 Helmuth Gröger: Tausend Jahre Meissen. Meissen 1929, S. 19.
- 12 Karin Wagner: Archäologische Ausgrabungen auf dem Burgwardmittelpunkt in Dresden-Briesnitz (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen, Bd. 59). Dresden 2014, S. 145.
- 13 Ursula Czebot: Die Meißner Albrechtsburg. Leipzig o.J. (1975), S. 141-142.
- 14 Zuletzt vor allem Rolf Dunkel: Romanische Dorfkirchen im Tauchaer Land. In: Judith Oexle (Hrsg.): Frühe Kirchen in Sachsen. Stuttgart 1994, S. 111-121 und Günther Unteidig: Frühe Kirchen in Nordwestsachsen. In: ebenda, S. 123-137.

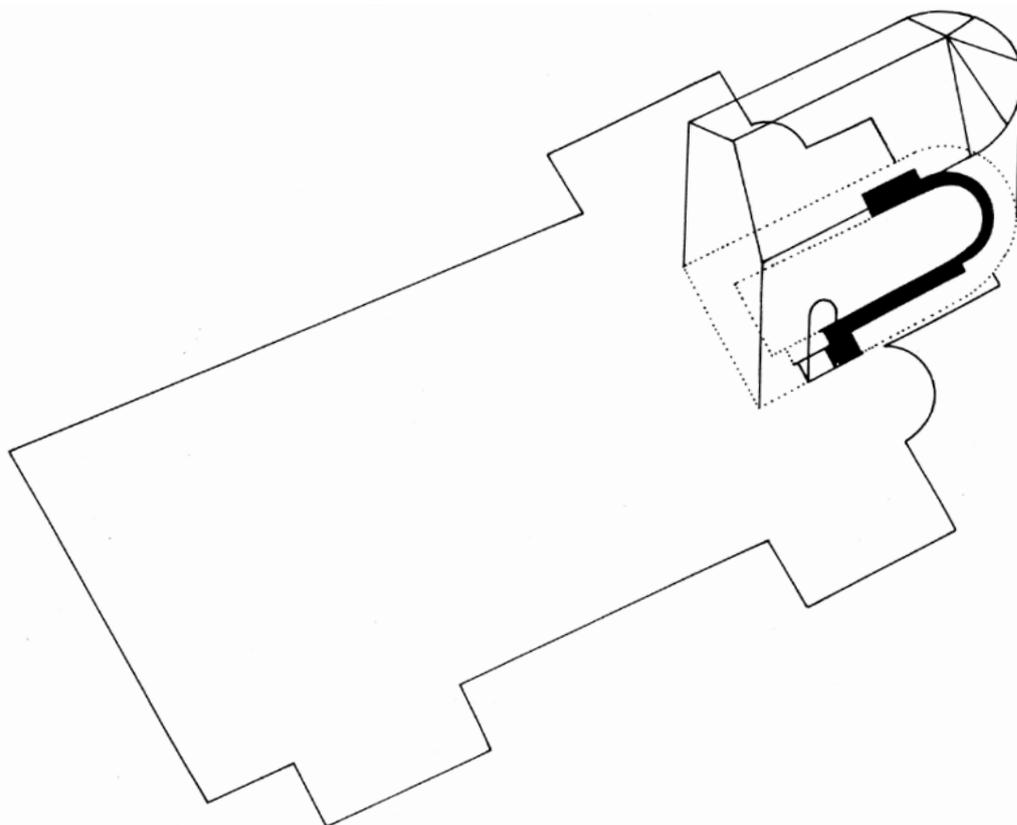
Der älteste Steinbau des Meißner Doms aus dem 11. Jahrhundert, Grabungsbefunde von 1910 und Rekonstruktion in Bezug zum romanischen Dom (schwarze Umrisslinie)  
Entwurf: Dr. Matthias Donath, 2000

hin, dass der älteste Steinbau nicht bis dahin reichte, sondern unter dem heutigen Lettner endete. Die schlichte spätottonische Kirche hatte demnach bei etwa 5 Metern Breite eine innere Länge von maximal 12 Metern bei einer Wandstärke von 1,45 Metern. Die Fundamente links und rechts des Kreuzaltares gehören als Pfeilerfundamente schon zur romanischen Basilika.

Die 1910 geborgenen „Tonfliesenreste“, „kreisförmige Teppichmuster von roten und schwarzen, 2 Zentimeter starken Plättchen“<sup>15</sup>, müssen auf einem Estrich aus „groben Granitblöcken und Kalkmörtel“ unmittelbar unter dem heutigen Chorfußboden gelegen haben, der eventuell 1910 gemeinsam mit den Türschwelle des Lettners um ca. 10 cm abgesenkt worden ist.<sup>16</sup> Im Dommuseum hatten sich zwei keramische Fußbodenplattenflächen erhalten, die 1910 in Holzrahmen in Mörtel eingebettet worden sind. Allerdings wurden dabei die Platten unsachgemäß derart überschlämmt, dass optisch kein Muster erkennbar war. Die unansehnlichen Flächen wurden daher vorsichtig auseinandergenommen und die Keramikplatten mechanisch vom anhaftenden Kalkmörtel befreit, um sie genauer untersuchen zu können. In einer größeren Anzahl von 52 Bruchstücken, davon 2 nahezu vollständigen und 8 etwa halben Platten, sind quadratische Fußbodenplatten geborgen worden. Ihre Kantenlänge beträgt 17 cm. Die Fliesen sind reichlich 3 cm stark. 17 Bruchstücke sind rötlich bis schmutzig hellgelblich gefärbt, der größere Teil ist dunkelgrau bis schwärzlich mit geschmauchter Oberfläche. Die glatten Kanten sind nach unten leicht nach innen angeschrägt. 13 Bruchstücke sind von Platten in



Form von spitzwinkligen Rauten mit einer Länge von 27 cm und einer Breite von 13,6 bis 14 cm. Auch diese Fliesen sind 3 bis 3,4 cm stark. Sie sind wie die quadratischen Keramikplatten zum Teil rötlich bis gelblich-beige oder grau-schwärzlich gefärbt. Fünf schwärzliche ergänzende gleichschenkelige Dreiecke mit etwa 13 cm Länge und 11 bis 14 cm Breite bildeten bei diagonaler oder kreisförmiger Verlegung wohl die Anschlüsse an orthogonale Geometrien. Der sandig gemagerte Ton für die Fliesen wurde wahrscheinlich in hölzerne Formen geschlagen<sup>17</sup>, die Oberfläche anschließend geglättet. Die Unterseiten sind rau. Im Wechsel verlegt, müssen die Fliesen ein reizvolles Schachbrettmuster und, wie die Erwähnung des Dombaumeisters Hugo Hartung erahnen lässt, Rosetten ergeben haben. Ein sehr ähnlicher, auch gestalterisch vergleichbarer Befund aus der Frauenkirche in Grim-





ma wird vom Ausgräber in das ausgehende 12. Jahrhundert datiert.<sup>18</sup> Leider ist nicht überliefert, ob und in welcher Höhe ein baulicher Zusammenhang zu den ergrabenen Grundmauern des romanischen Domchores bestand. Trotz fehlender Grabungsdokumentationen ist aber zu vermuten, dass unsere Fliesen zum romanischen Dom aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts<sup>19</sup> gehörten und den Fußboden des Chorraumes bis zum Abbruch nach 1250 schmückten.

Weiterhin sei auf eine Fundgruppe hingewiesen, die ebenfalls 1910, jedoch in der bereits erwähnten „Schuttschicht“ östlich der romanischen Apsis geborgen wurde. Die Schnittdarstellung durch Chor und stützende Substruktionen, die eine Höhe von 10 Metern unter Chorfußboden erreichen (!), zeigt die erheblichen aufgeschütteten Massen für die Pla-

nierung der Fläche unter dem Hochaltar. Obwohl die Ausgrabung von 1910 so ungenügend dokumentiert ist, belegt die Skizze von Bauführer Joseph Schäffler in der Ortsakte, dass der Boden nur unmittelbar hinter der Apsis der Vorgängerbauten und vor den Gräbern von Wilhelm dem Einäugigen und seiner Gemahlin bis in 1,95 Meter Tiefe ausgehoben und dort dann der ungestörte Lößlehm angegriffen wurde. Die „Kulturschicht“ enthielt „außer Stücken verkohlter Nadelholzstämmen zahlreiche Tierknochen, Reste von Hohlziegeln, überaus häufig große gebrannte Stücke von mit Stroh durchknetetem Lehm, einzelne bronzezeitliche und slawische Scherben, sehr zahlreich solche aus der Kolonisationszeit und den Bodenrest einer Glasflasche“<sup>20</sup>. Darunter stieß man auf „ein wahrscheinlich vollständig gewesenes Menschenknochen“ ohne Beigaben. Die spätmittelalterlichen Gefäßreste haben sich erhalten. Sie stammen aus dem ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert. Ein Topfunterteil ist schon gelblich innenglasiert. Offenbar wurde der Chorraum um 1407 im Zuge der Grablegung Markgraf Wilhelms I. sehr stark umgestaltet und dabei auch der Fußboden verändert. Anders ist der Fund dieser verhältnismäßig jungen Keramik nicht zu erklären.

In den Jahren 1992<sup>21</sup> und 1995<sup>22</sup> wurden durch das Landesamt für Denkmalpflege Dresden westlich des Lettners bauarchäologische Untersuchungen mit Bodeneingriffen durchgeführt. Ziel war eigentlich die Klärung der Baugeschichte des Lettners und seiner ursprünglichen Gestalt. Dabei gelang durch klare Befunde die Rekonstruktion des ursprünglichen Lettners des Naumburger Meisters und der Nachweis der Existenz eines Ziboriums über dem Standort des Kreuzaltars<sup>23</sup>. Die erfahrenen Bauforscher stießen auch auf die Spuren der romanischen Basilika und auf den bereits erwähnten romanischen Bauhorizont. In den wenigen Resten „gewachsener“ Oberflächen zeichneten sich zwei dunkler gefärbte früheisenzeitliche Gruben ab, die Material der älteren Billendorfer Kultur enthielten. Neben den aus diesen Gruben geborgenen urgeschichtlichen Gefäßscherben fanden sich in den unstratifizierbaren Auffüllungen darüber zahlreiche Keramikreste des 14. Jahrhunderts, aber auch Tierknochen, dünne grünliche Glasscherben, grün glasierte Bruchstücke von Ofenkacheln, Nägel, ein Bronzeschmelzstück, Muscheln und ein leider gegenwärtig nicht auffindbarer lederumwickelter Holzstab (Bischofs-Hirtenstab?). Kulturreste des 10. bis 13. Jahrhunderts fehlen völlig. Dies lässt die Deutung zu, dass bei der Errichtung des hochgotischen Domes und Lettners die älteren Kulturschichten mit Ausnahme der früheisenzeitlichen Grubensohlen zunächst weggeschoben worden sind. Die darüber befindlichen Auffüllungen wurden durch die dichten Grablagen vor dem Kreuzaltar und die baulichen Veränderungen am Lettner immer wieder umgewälzt und dabei partiell mit Kulturabfall seit dem 14. Jahrhundert angereichert.

**Quadratische und rautenförmige Fußbodenplatten, wohl aus dem romanischen Dom**  
Foto: Dr. Knut Hauswald

- 15 Hartung 1913 (wie Anm. 4), S. 22.
- 16 Magirius 2001 (wie Anm. 10), S. 45.
- 17 Hierzu zuletzt Günther Unteidig: Fußbodenfliesen in Sakralbauten des 12. bis 16. Jahrhunderts entlang der Mulde. In: Historische Bauforschung in Sachsen (Arbeitsheft 4 des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen). Dresden 2000, S. 109-113.
- 18 Unteidig 2000 (wie Anm. 17), 109.
- 19 Donath 2000 (wie Anm. 1), S. 112.
- 20 Deichmüller 1913 (wie Anm. 2), S. 13.
- 21 Günter Kavacs, Heinrich Magirius und Wolfgang Nitsche im März/April 1992.
- 22 Günter Kavacs im Februar/März 1995.
- 23 Heinrich Magirius: Die Gestalt des hochgotischen Lettners aufgrund der Untersuchungen am Lettner und an den aufgefundenen Werksteinen. In: Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Domes. Bd. 2. Architektur und Skulptur des Meißner Domes im 13. und 14. Jahrhundert. Weimar 2001, S. 111-116.

**Autor**  
Dr. Knut Hauswald  
Dombaumeister  
Meißen